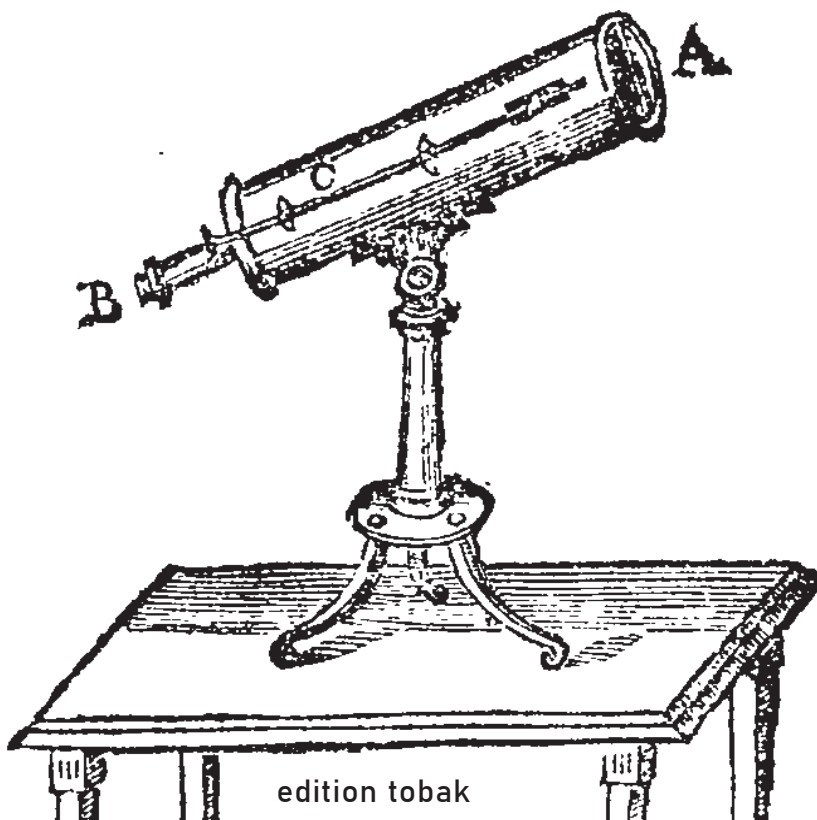


Werner Schandor

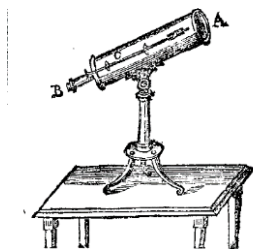
Die **Sterne** sehen heut' **sehr anders** aus

Über Genderfolklore
& Medienklischees



Werner Schandor

Die Sterne sehen
heut‘ sehr anders aus



Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: Werner Schandor, Haydngasse 11, 8010 Graz, Österreich. Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung: edition.tobak@textbox.at

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.



Werner Schandor

Die Sterne sehen heut' sehr anders aus

Über Genderfolklore
& Medienklischees



edition tobak

Ich erinnerte mich dunkel daran, dass Sprache dereinst Freude bereitet hatte. – *Cordula Simon, Mondkälber*

Jemand kann anfangen zu trinken, weil er sich als Versager fühlt, und dann umso mehr scheitern, weil er trinkt. Ähnlich verhält es sich mit der Sprache: Sie wird hässlich und ungenau, weil unsere Gedanken töricht sind, doch die Schlampigkeit unserer Sprache erleichtert uns diese törichten Gedanken. – *George Orwell, Politik und die englische Sprache*

Ich bin zunehmend schockiert über die gedankenlose und automatische Herabwürdigung von Männern, die mittlerweile so Teil unserer Kultur ist, dass sie kaum noch wahrgenommen wird. – *Doris Lessing 2001 im „Guardian“*

Inhalt

Heute schon schuhgeplattelt?	7
* Nach den Sternen greifen.....	15
Die St*rne sehen heut' sehr anders aus	16
Das neue N-Wort.....	34
Strukturelle Medienschiefelage I	45
Strukturelle Medienschiefelage II	51
Das Patriarchat als Scheinriese	60
Das Männerleid auf der Feminismuswaage.....	79
Entpörrt euch!	91
** Sprachfachsimpelei	101
Der Wurm schmeckt der Angler*in	102
Wie gendern?	118
*** Bücher zum Thema	127
Spinat und Genderdeutsch	128
Ist Gendern zwangsneurotisch?	139
Das Weltsicht-Märchen	144
Starker Tobak	148
**** Appendix	155
Operationen an der Sprache	156
Editorische Notiz.....	162
Literatur	167
Über den Autor.....	171

Heute schon schuhgeplattelt?

Stellen Sie sich vor, rechtskonservative Parteien würden behaupten, es mache die Heimatliebe sichtbar, wenn man beim Gehen bei jedem zehnten Schritt einen Schuhplattlerhopser einlegt und sich dabei auf die Sohle schlägt.

Wer schuhplattelt, könne etwas für die Heimat tun, heißt es von den führenden Ideologen der Bewegung. Zur Untermauerung der Argumente erscheinen wissenschaftliche Studien, die zum Ergebnis kommen, dass, wer beim Gehen zwischendurch einen Schuhplattlerhopser macht, generell mehr für die Volkskultur übrig hat, und dass dies im Sinne eines proaktiven Heimatverständnisses wäre. Ein „Gehleitfaden. Handreichung für eine heimatsensible Gehweise“ wird aufgelegt. Als Sie die ersten Leute auf den Straßen sehen, die bei jedem zehnten Schritt einen Schuhplattlerhopser tun, fühlen Sie sich noch an den Sketch „Ministry of Silly Walks“ der Monty Pythons erinnert und machen sich über die bedauernswerten Geschöpfe lustig, die sich zu diesem Nonsens hinreißen lassen. Aber als nach ein paar Monaten zuerst die Universitäten und dann immer mehr Behörden das Zehn-Schritt-Schuhplatteln ihrer Klientel empfehlen, weil es die Integrationsgerechtigkeit erhöhe – schließlich können dadurch auch Migranten ihre Verbundenheit mit Österreich (Bayern, der Schweiz ...) zum Ausdruck bringen –, da finden Sie die ganze Angelegenheit schon ein bisschen seltsam. In den Medien wird das Thema kontrovers diskutiert, doch die Schuhplattlerfraktion schafft es, die Kritiker als gestrig dastehen zu lassen, indem sie ihre Behauptungen unbeirrt bei jeder Gelegenheit wiederholt. Schließlich, so das Argument, entwickle sich das Gehen natürlich weiter; kein Mensch könne bestreiten, dass wir heute anders – schneller – gehen als noch vor fünfzig Jahren, und nur sehr verbohrt Menschen würden sich dem

Gehwandel entgegenstemmen. Immer mehr Leute auf den Straßen, an der Uni und auf Amtswegen bezeugen ihre Loyalität mit der Schuhplattelhopserei, denn Bundes- und Landeseinrichtungen haben mittlerweile „Fortschrittsbüros“ eingerichtet, die über die Durchsetzung des Plattelgehens wachen. In Behördenformularen wird die Einstellung zum Schuhplatteln abgefragt, und öffentliche Förderungen ebenso wie Anstellungen im öffentlichen Sektor werden an das Bekenntnis zur Hopserei gebunden. Als schließlich auch Unternehmen auf diesen Zug aufspringen und ihren Mitarbeitern empfehlen, im Umgang mit Kunden mindestens alle zehn Minuten einen Plattlerschlag auf die Schuhsohle anzudeuten, können Sie sich des Eindrucks nicht erwehren, dass jetzt langsam alle durchknallen. Sie selbst lassen sich zur Sicherheit alle Gründe pro Hopsen immer wieder durch den Kopf gehen, weil doch nicht sein kann, dass so viele spinnen; aber keines der Argumente der Schuhplattelbewegung ist wirklich stichhaltig. Und Sie verstehen immer weniger, dass Leute, die Sie bisher für vernunftgeleitet gehalten hatten, bei dieser Übung mitmachen.

Reiner Irrsinn. War es nicht das gedankenlose Mitmachen, das die totalitären Systeme des 20. Jahrhunderts in Europa ermöglicht hat? Haben nicht unausgegrenzte akademische Rassentheorien dem Rassenwahn des Dritten Reiches seine vermeintliche Legitimation verliehen? Und war nicht eine Lehre aus dieser Erfahrung, dass sich Universitäten und öffentliche Institutionen keinesfalls vor den Karren von Ideologien spannen lassen sollten? – Doch plötzlich hopsen an den Hochschulen, in Behörden, auf den Theaterbühnen und im Kunstbetrieb alle schuhplattelnd herum, als wären die Erfahrungen aus der Vergangenheit wie weggeblasen. Im Gegenteil: Die Plattler fühlen sich als Speerspitze der gesellschaftlichen Entwicklung und glauben, zur Rettung der

Menschheit beizutragen, so wie es vor 100 Jahren Kommunisten ebenso wie Faschisten und Ultranationalisten getan haben. Huch! Wir sind doch die Guten?!

„Geh-Empfehlungen“

Manche platteln zähneknirschend, aber sie platteln. Andere agieren als Wortführer der immer gleichen Phrasen und wiederholen das Schlagwort von der „heimatsensiblen Gehweise“, der sich nur Heimatfeinde verweigern würden. Eine arme Sau, wer dabei nicht mitmacht. Als Nichthopser wird man in gewissen Kreisen schief angeschaut und im Umgang mit Behörden, Universitäten und Großunternehmen auch gegen seinen Willen immer wieder zum Hopsen genötigt. Fortschrittsbeauftragte wachen mit Argusaugen über die Einhaltung der „Geh-Empfehlungen“. Dabei ergibt Umfrage um Umfrage, dass das ganze Gehopse der breiten Mehrheit der Bevölkerung mächtig auf die Nerven geht. Und trotzdem wird weitergehopt, als hinge das Wohl der Gesellschaft davon ab. Wie ist das möglich?

Leider habe ich noch keine Antwort auf die Frage, wie es kommen konnte, dass das nicht minder abstruse Sprachgendern in akademischen Kreisen so breit akzeptiert ist und als fortschrittlich gilt, obwohl neben dem Hausverstand seriöse linguistische und sozialwissenschaftliche Studien darauf schließen lassen, dass die Gendersprache ihr Ziel, zu einer besseren Welt beizutragen, nie und nimmer erreichen kann. Denn sie geht von falschen Vorstellungen aus, auf welche Weise Sprache unsere Kultur mitprägt: nicht über das generische Maskulinum, die „Sichtbarmachung“ von Geschlechtern oder sonst eine Facette der Grammatik, sondern über Mythen, Erzählungen und Gesetze. Die Auswirkung der Grammatik auf unsere Gesellschaftsordnung ist gleich null,

weshalb sich die Eingriffe und Vorgaben der Gendersprache im Grunde nicht rechtfertigen lassen.

Auf gruslige Art ist es faszinierend mitzuerleben, dass sich die Annahme der Genderlinguistik, das generische Maskulinum habe bisher unser gesellschaftliches Leben wesentlich beeinflusst und müsse daher vermieden werden, um „Geschlechtergerechtigkeit“ herbeizuführen, in den Köpfen hochgebildeter Menschen festsetzen konnte, obwohl es keinen belastbaren Beweis dafür gibt, aber zahlreiche gute Gegenargumente. Andererseits ist es auch erschreckend, der von Sprachbürokratinnen mit Nachdruck betriebenen Ausrottung des Maskulinums als Genus commune und der schleichen sprachlichen Umprogrammierung beizuwohnen, die von einer hohen Konformitätsbereitschaft im Feld der Wissenschaft, der Kunst und im linken Parteienspektrum zeugt. Ein Fall von Gender Brainwashing?

Der Aluhut des Feminismus

Man könnte sich das Gendern sparen, ohne die gesellschaftlichen Anliegen, die damit verknüpft werden, zu schwächen. Im Gegenteil: Ich bin überzeugt, dass das Festhalten an falschen Vorstellungen einer Sache mehr schadet als nutzt. Die Gendersprache ist der Aluhut des Feminismus. Sie ist, gleich wie das fiktive Schuhplatteln, eine Symbolhandlung, die zu nichts führt als zur Überzeugung, zu den Guten zu gehören. Die Gendersprache ist insofern auch ein Symptom unserer Zeit, in der das Bekenntnis zu einer Sache – das Flagge-Zeigen – das Nachdenken darüber ersetzt. Die Pose der Sprecher ist wichtiger als der Inhalt des Gesagten. Hauptsache, man kassiert ein „Daumen hoch“ für seine Meinung. In den folgenden Texten blase ich der Schuhplattelsprache den Schuh auf, und ich nehme die erstaunliche Gedankenlosigkeit seriöser Medien aufs Korn, die bei manchen Themen das

kritische Korrektiv vermissen lassen. Dazu zählt vor allem die Berichterstattung über Gender- und Rassismusthemen, die zunehmend in Schlagworten erfolgt (*alter, weißer Mann, Patriarchat, heteronormativ ...*) und damit die Rhetorik linker Identitätspolitik inklusive Modedefeminismus wiederkaut. Frauen haben seit Jahren die deutlich bessere Presse, während für Männer stets die Macho-, Boomer- und Patriarchatskeule bereitsteht. Dass auch Männer unter enormen wirtschaftlichen und sozialen Druck geraten sind, ist kaum ein Thema in Österreichs Medien. Gesellschaftliche Nachteile, die Männer betreffen, was u. a. bei der Lebenserwartung und aus der Bildungs- und Selbstmordstatistik deutlich wird, sind in einem feministischen Bermudadreieck vom medialen Radar verschwunden. Und so geht die „Sichtbarmachung“ der Geschlechter in der Sprache Hand in Hand mit der medialen Unsichtbarwerdung von Anliegen, die Männer betreffen.

Zur Sicherheit sei es erwähnt: Die Anliegen Geschlechtergerechtigkeit, Vielfalt von Lebensentwürfen und Antirassismus sind unbedingt zu unterstützen. Und sie sind auch breiter Konsens in unserer Gesellschaft, wie aktuelle sozialwissenschaftliche Studien belegen. Die Bevölkerung ist offener und aufgeschlossener denn je zuvor.¹ Sicher gibt es Gegner der Gendersprache, die ein erzkonservatives oder gar völkisches Weltbild ihr Eigen nennen, an dem ich nicht anstreifen möchte. Dennoch ist es ein Fehler, die Kritik am Gendern und an den Genderklischees des Modedefeminismus dem rechten Rand zu überlassen, denn es gibt genug Gründe, diese Themen aus einer aufgeklärten, fortschrittlichen Position heraus zu hinterfragen – ja, die den begründeten Einspruch geradezu notwendig machen. Denn der von Behörden, Firmen und manchen Medien angewandte Neusprech des Genderns hat sehr wohl Auswirkungen auf unser Zusammen-

¹ Siehe dazu das Kapitel „Der Wurm schmeckt der Angler*in“

leben, nur leider nicht die beabsichtigten. Er macht die Gesellschaft nicht „gerechter“, sondern trübt die Urteilsfähigkeit.

Indem die Proponenten des Genders an falschen Vorstellungen festhalten, wie und wodurch Sprache die Gesellschaft formt, und dazu auf oft schlecht gemachte, teils widersprüchliche Studien verweisen, die die vermeintliche Nützlichkeit des Genders beweisen wollen, nähren sie auch die Wissenschaftsfeindlichkeit. Die speist sich nicht erst seit Corona aus dem Verdacht, dass Studien teils einseitig und tendenziös argumentieren. Wenn, wie bei einigen Studien zur Gendersprache, halbe Wahrheiten als ganze ausgegeben werden, ist die Propaganda dahinter klar ersichtlich. Der schädlichste Aspekt der Gender-Propaganda ist meines Erachtens, dass sie die Fähigkeit zum rationalen, kritischen Abwägen zersetzt, und paradoxerweise konnte sich die Gender-Agenda mit ihren Dogmen ausgerechnet an den Universitäten ungehindert ausbreiten.²

Ein weiterer fataler Irrtum der Gendersprache ist, dass sie Kommunikation mit Erziehungsarbeit verwechselt: In liberalen Demokratien sollten die Menschen lernen oder gelernt haben, sich auf Augenhöhe unter Erwachsenen mitzuteilen. Die politische Korrektheit aber verfolgt ein sozialpädagogisches Anliegen – die Gesellschaft „verbessern“ – und verwandelt dadurch jedes Gespräch in eine Erziehungsmaßnahme. Die Mehrheit der Bevölkerung lehnt diese Art des „betreuten Sprechens“ (© Joachim Gauck) zu recht ab. Da rund 80 Prozent der Menschen den Gendersprech sinnlos finden und die Ablehnung wächst, je mehr gegendert wird, kann nicht ernsthaft von einem „Sprachwandel“ die Rede sein, sondern nur von einer demokratiepolitisch bedenklichen Sprachverordnung gegen den Willen der Sprecher.

² Siehe das Kapitel „Starker Tobak“

Zahlreiche seriöse Studien und Umfragen zeigen, dass es auch innerhalb der linken Wählerschaft eine Mehrheit gibt, die nicht d'accord geht mit der exzessiven Regenbogen-Symbolpolitik und dem politisch korrekten Sprachzauber, der bei ihren Parteien zum guten Ton gehört. Aber diese Mehrheit schluckt ihre Einwände meist stillschweigend hinunter, um nicht als „rechts“ zu gelten. Einige, die vom harten Coronakurs samt Impfzwang verschreckt wurden, wechselten tatsächlich ins rechte Lager, wo sie sich weniger veräppelt fühlen. (Obwohl sie sich damit in falscher Sicherheit wiegen.) Für alle Fälle wird jeder, der kritische Argumente gegen Genderdeutsch, feministischen Chauvinismus und aus den USA importierten Anti/Rassismus vorbringt, ins rechte Eck einsortiert.

Rechte lachen sich ins Fäustchen

Diese Tabuisierung kommt nun jedoch als Bumerang zurück und hat höchst problematische Folgen für die Parteien links der Mitte, die sozialen Ausgleich und ökologisches Einlenken über das wirtschaftliche Wachstumsmantra oder das völkische Reinheitsgebot stellen. Der Philosoph Robert Pfaller hielt bereits 2017 in seinem Buch „Erwachsenensprache“ fest: *„Wenn es der postmodernen Pseudolinken gelingen sollte, die Räume der Gleichheit durch Moralisieren und Sprechverbote im Namen diverser Empfindlichkeiten lahmzulegen, dann lacht sich die Rechte buchstäblich ins Fäustchen.“* Sieben Jahre später fand Pfallers Befund im „Superwahljahr“ 2024 und bei der Deutschlandwahl 2025 seine Bestätigung an den Wahlurnen. Während die Rechten wissen, wen sie wählen sollen, obwohl ihr politisches Personal in der Regel weder durch Intelligenz noch durch moralische Integrität glänzt, bleibt kritischen Linken wie meinereinem angesichts der gouvernementenhaften Verbissenheit, mit der Linke

und Grüne ihre Wähler sprachlich erziehen wollen, nur die Flucht ins Lager der Nichtwähler. Die jüngsten Wahlen in Österreich und Deutschland haben gezeigt: Immer weniger Menschen schmeckt der rotgrüne Apfel, der in einen Regenbogenwimpel aus recycelten Phrasen eingehüllt ist. Dabei wären Klimawende und soziale Gerechtigkeit die Gebote der Stunde. Nur sind sie mit etlichen Schuhplattlerhopsern wider Willen verbunden. Könnten die Parteien links der Mitte nicht die Folklore beiseitelassen und wieder auf Augenhöhe mit den Leuten reden, um in der Sache etwas weiterzubringen, ohne in der Sprache so seltsame wie unnötige Verrenkungen zu machen? Könnten sie ihren Sympathisanten nicht wenigstens die Option anbieten, ihre Inhalte auch in konventioneller Sprache zu lesen?! Bitte lasst uns wählen, wie wir angesprochen werden wollen: politisch hyperkorrekt oder ganz normal. Wer will, kann sich dann weiter am Sternderlsprech ergötzen, ohne dass die große Mehrheit mit technokratischen Begrifflichkeiten a la „gebärende Person“ oder „Menschen mit Uterus“ vergrault wird.

Warum die Gendersprache kommunikativ ein Schuss ins Knie ist, führe ich detailliert im Kapitel „Der Wurm schmeckt der Angler*in“ aus. Wie eine „gerechte“ Sprache aussehen könnte, die auch dem allgemeinen Sprachgefühl gerecht wird, umreißt ich im Kapitel „Wie gendern?“

Die Essays in diesem Buch sind insgesamt all jenen Institutionen gewidmet, denen das Schicksal von Kakanien droht, von dem Robert Musil im „Mann ohne Eigenschaften“ schreibt: Es war *„ein Staat, der an einem Sprachfehler zugrundegegangen ist“*.

Holarä-duliöö!

* Nach den Sternen greifen

Die St*rne sehen heut‘ sehr anders aus

Wo man hinsieht, sieht man Sterne: Immer mehr Gendersterne fluten die Texte von Universitäten, Institutionen und Unternehmen, die sich offen und fortschrittlich geben wollen. Doch sie bedenken nicht, dass der Genderstern unser Denken spaltet und letztlich dem Humanismus schadet.

Als ich im Kindergartenalter war, saß ich in der Kirche manchmal im Chorgestühl im Altarraum, weil mein Bruder ministrierte und ich mit ihm durch die Sakristei in das Gotteshaus gehen durfte. Während der heiligen Messe kniff ich immer wieder die Augen zusammen und blickte in die Kronleuchter, die hoch über mir von der Decke hingen, weil ich, wenn ich die Lider fast, aber nicht ganz zumachte, die Lichter der kerzenförmigen Glühbirnen als strahlende Sterne wahrnahm. Das faszinierte mich. Der Pfarrer merkte es und redete mich mitten in der Messe an, ich solle das mit den Augen sein lassen. Das war mir sehr peinlich, und danach bin ich nicht mehr so gerne in die Kirche gegangen.

Sterne mag ich trotzdem: als Lichtreflexionen auf Fotografien, als Symbole und auch als Metaphern. David Bowie, von dem ich den Titel zu diesem Text geklaut habe, war besessen von der Stern-Metapher. Er posierte als „Starman“, „Ziggy Stardust“, „Rock’n’Roll Star“, „The Prettiest Star“ und wurde ganz am Ende seiner Karriere, als der Krebs ihn schon fast bezwungen hatte, zum „Black Star“. Das gleichnamige Album, zwei Tage vor seinem Tod erschienen, ist auch sein künstlerisches Vermächtnis.

Für die Rolling Stones hingegen diente der Stern zum Verhüllen ihrer verbalen Schweinigeleien. Ihre Single „Star Star“ aus dem Jahr 1973 sollte eigentlich „Starfucker“ hei-

ßen, aber ihre Plattenfirma bestand darauf, den Titel zu ändern – nicht jedoch den Text, wo es im Refrain recht monoton zur Sache geht: „*You’re a star f*cker, star f*cker, star f*cker star*“, singt Mick Jagger im Duett mit Ron Wood.

Verkehrte Verwendung

Die längste Zeit kennzeichnete der Asterisk, wie das Sternchen als Typografiezeichen heißt, entweder Anmerkungen in Fußnoten³ oder zensurierte Wörter bzw. Wortteile. Oft wurden in Texten Wörter, die Anstoß erregen könnten, mit Sternen keusch unkenntlich gemacht, und jeder wusste dennoch, was sich dahinter verbarg: „*Sag deinem Hauptmann, er kann mich am Ar*** lecken!*“

Mit dem Genderstern kehrt sich diese Verwendung um: In Anreden wie „*Leser*innen*“ kennzeichnet der Stern nicht etwas Obszönes, das verdeckt werden soll, sondern ihm wird vielmehr die Funktion zugewiesen, auf etwas hinzudeuten, das sich in der Sprache scheinbar nicht benennen lässt, nämlich Trans- und Intersexualität, die vom binären Schema der Biologie, männlich / weiblich, abweicht. Der Genderstern korrespondiert dabei mit dem Stern, den man bei einer Internetsuche anstelle eines Wortteils als Platzhalter setzen kann, wenn man das Ergebnis offen halten will.

In einigen Kulturen ist das sogenannte dritte Geschlecht historisch etabliert, etwa in Thailand. Dort werden Kathoeys als weibliche Männer zwar gesellschaftlich nicht umjubelt, aber in ihrer Besonderheit dennoch anerkannt. In Europa und den USA hingegen wurde Intersexualität die längste Zeit als Störung der Biologie wahrgenommen. Intersexuelle, Transsexuelle und andere Vertreter der Geschlechtsdiversität wurden und werden oft immer noch als pathologische

³ Vgl. Anthony Grafton: Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote. DTV 1998.

Phänomene betrachtet und behandelt. Oder, wie es am Beginn von Jeffrey Eugenidis' Roman „Middlesex“ aus dem Jahr 2002 heißt: „*Specialized readers may have come across me in Dr. Peter Luce's study, 'Gender Identity in 5-Alpha-Reductase Pseudohermaphrodites', published in the Journal of Pediatric Endocrinology in 1975.*“

Seit die Gender-Studies die Geschlechtereinteilung in männlich und weiblich gerne grundsätzlich als soziale Schimäre dekonstruiert hätten, wurde der Boden bereitet für eine breitere gesellschaftliche Akzeptanz von jenen, die sich nicht ins Mann-Frau-Schema fügen können oder wollen bzw. die ihre Geschlechtsidentität im Lauf des Lebens wechseln. Dieses Bemühen um soziale Anerkennung ist aus meiner Sicht das große Verdienst der akademischen Guerilla rund um Gender-Unruhestifterin Judith Butler. Ungleich höher ist jedoch der Schaden, der von ihrer Theorie der kulturellen Konstruktion biologischer Tatsachen ausgeht: Er lässt das universitäre Streben nach Rationalität langsam, aber sicher zerbröckeln – zumindest in den Sozial- und Geisteswissenschaften, die in schwachen Stunden immer wieder anfällig für Verworrenes sind.

Penetrantes Signal

Vor lauter Begeisterung über die Errungenschaften der Gender-Studies, und weil geschätzte 0,004 % der Bevölkerung, die Intersexuelle sind oder sich als Transgender begreifen⁴, in der Sprache angemessen repräsentiert werden wollen, wird mit zunehmendem Eifer der Genderstern in Anreden und in

⁴ Von 2017, als diese Möglichkeit gesetzlich verankert wurde, bis ins Frühjahr 2021 haben rund 300 Menschen in Deutschland ihr Geschlecht behördlich als „divers“ erfassen lassen. Das entspricht 0,004 % der Einwohner. Quelle: „Die Zeit“ vom 14.4.2021. Ähnlich in Österreichs Corona-Impfstatistik: Bei 13 Mio. Impfungen bis Herbst 2021 wurde 125 Mal das Geschlecht des Geimpften als „nicht-binär“ angegeben.

Berufsbezeichnungen gesetzt. Logisch, wir sind ja alle für die gute Sache, Daivörsiti und so. Und es hängen auch immer mehr Menschen (zumindest in den Redaktionen) dem weitverbreiteten Glauben an, der angeblich mit zig Studien untermauert ist, wonach das grammatische Geschlecht natürlich auch das biologische Geschlecht und erst recht das individuelle geschlechtliche Selbstverständnis zum Ausdruck bringe, abbilde und festschreibe. Dort, wo die Ansicht herrscht bzw. frauscht, die böse deutsche Muttersprache sei irre patriarchalisch, muss folgerichtig neben dem Femininum auch das noch unbenannte Dritte benannt werden, wenn es um Berufsbezeichnungen oder die Anrede von Menschen (mwd) geht.

Die Wahrnehmung der Rassisten

Auch wenn ich mit dieser Meinung in meinem politischen Umfeld auf der beargwöhnten Seite bin (die Grün- und Linksparteien gendern wie die Blöden, ihre Wähler sind Umfragen zufolge von der Sinnhaftigkeit aber nur maximal zur Hälfte überzeugt): Die Kennzeichnung aller möglichen Geschlechter in eine gendermäßig dekonstruierte Sprache hinzutragen, birgt auch die Gefahr, den Humanismus selbst zu durchlöchern, bis nichts mehr davon übrig ist. Bereits das konventionelle „Gendern“ mit Beidnennung oder Binnen-I geht implizit davon aus, dass man 24 Stunden am Tag sein Menschsein darüber definiert, welchem Geschlecht man (nicht) angehört. Und der Genderstern setzt dem Ganzen die Krone auf und lenkt den Blick unausweichlich auf die Frage der Geschlechterzugehörigkeit. Das macht die Sache recht unlocker.

Vielleicht verdeutlicht ein Blick in die Geschichte und auf eine frühere Form der sprachlichen Schubladisierung, warum die Aufspaltung der Menschen nach Gruppenkriterien einen unguuten Beigeschmack annehmen kann: Vor 100 Jahren war

es in Deutschland und Österreich relevant, sich seines „Volkes“ und seiner „Rasse“ bewusst zu sein. Die Wahrnehmung konzentrierte sich nach und nach auf die Rassenfrage in ihrem nationalistischen und rassistischen Sinn. Das Augenmerk richtete sich auf die unterschiedlichen Phänotypen der Menschen, und die Unterschiede wurden immer stärker mit völkischen Fragen verknüpft. Der Gedanke, der sich damals in Teilen der Bevölkerung durchgesetzt hat und der dann von den Nazis offiziell vorgeschrieben wurde, war, dass es „Rassen“ gäbe, die wertvoller seien als andere – über allem die Arier germanischen Zuschnitts – und andere, die „minderwertig“ wären, allen voran die „jüdische Rasse“, die an allem Übel in der Welt schuld sei. Über Jahre und Jahrzehnte hinweg wurden die Leute darauf konditioniert, in ihren Mitmenschen nicht primär Menschen zu sehen, sondern Rassen- und Volksangehörige: Arier, Slawen, Juden ... Herrenmenschen und Untermenschen. Nationalismus und Rassismus gaben den Rahmen für das Denken vor, bis er schließlich in Paragraphen Nazi-Deutschlands festgehalten und dadurch auch behördlich handlungsleitend wurde.

Abhängen mit Schindel

Am Beginn der goldenen 1990er-Jahre, als weder Genderthemen noch der postkoloniale Rassismuskurs eine Rolle im öffentlichen Leben spielten, sprach ich nach einer Lesung den Dichter Robert Schindel an. Meine Freundin und ich unterhielten uns prächtig mit dem Autor und sackten in der Bar seines Hotels mit ihm ab. Irgendwann zu sehr später Stunde kam das Gespräch auf sein Geburtsdatum – den 4.4.44 – und darauf, dass er während der verbleibenden 13 Monate der Naziherrschaft als Baby versteckt worden sei. Ich, blauäugig: „Warum?“ Darauf Schindel: „Na, schau mich an!“ Und ich besah mir sein Gesicht, seine dunklen Locken, seine Nase,

die ziemlich groß und leicht gebogen war, seine dunklen Augen und seinen olivenfarbenen grundierten Teint – und erst da fiel es mir auf: Schindels Gesicht entsprach fast klischeehaft dem Erscheinungsbild, das von der NS-Propaganda „typisch jüdisch“ genannt worden wäre. Ich hatte mich stundenlang mit ihm unterhalten, ohne auch nur einen Augenblick über sein Aussehen nachzudenken. Es war mir völlig gleichgültig gewesen, einfach, weil es in meinem Denken keine Rolle spielte (und nach wie vor spielt), wer welchem Klischee entspricht und mit welchem Vorurteil das Klischee aufgeladen ist.⁵ Die „Rassenkunde“, die Menschen nach ihrer Physiognomie einteilt und diese mit bestimmten charakterlichen Merkmalen in Verbindung bringt, ist totaler Nonsens. Dass diese Verirrung der Anthropologie vor 100 Jahren überhaupt zu akademischen Ehren gelangen konnte, sollte einen dazu bringen, kulturwissenschaftlichen Fächern generell mit Skepsis zu begegnen: Zu leicht ist es, diese Disziplinen mit ideologischen Dogmen zu verbrämen, mit windigem Vokabular und steilen Hypothesen auszustatten und dies als objektive, stichhaltige Weltsicht zu verkaufen.

An das Erlebnis mit Robert Schindel muss ich denken, wenn ich einen mit besten Absichten platzierten Genderstern in einem Text sehe. Denn durch die Verwendung des Sterns wird man beim Lesen in ein Denkschema gedrängt, das an die Stelle einer ganzheitlichen Sichtweise des Menschen eine Kennzeichnung setzt, die einen Unterschied herauskehrt und die Geschlechter polarisiert. Und diese Wahrnehmung wird im Genderdiskurs ähnlich wie im rassistischen System des frühen 20. Jahrhunderts allmählich, aber doch mit Wertungen verbunden. Nur jetzt halt als volle Retourkutsche in Richtung Männer, die über Jahrhunderte den Weltenlauf bestimmten

⁵ Möglich, dass ich mit dieser Einstellung zu einer Minderheit gehöre & die Mehrheit tatsächlich aus Rassisten besteht, pardon: Rassist*innen.

(zumindest in der offiziellen Geschichtsschreibung). Man sieht das schon bei Judith Butler: In ihrem Buch „Das Unbehagen der Geschlechter“ (Originaltitel: „Gender Trouble“) setzt sie den Ausdruck „die Frau(en)“ stets unter Anführungszeichen, um damit zu verdeutlichen, dass alle Bilder und Begriffe, die man sich vom Weiblichen macht, unter Vorbehalt zu verstehen sind. Im Gegenzug scheint für Butler alles, was mit dem Mann und dem Männlichen zu tun hat, in Beton gegossen, denn an keiner Stelle ist von einem „Mann“ unter Anführungszeichen die Rede.

A Star is born

Judith Butler kommt in ihrem Buch dennoch zum Schluss, dass es gar keine fixen Identitätsgruppen gäbe: Frauen, Männer, Transbinäre, Heteros, Schwule, Lesben, Dragqueens – die Grenzen seien fließend. Kann gut sein, dass niemand das spröde Werk so weit gelesen hat, denn in jener Version des Genderfeminismus, die heutzutage den Diskurs beherrscht, steht felsenfest der Mann und insbesondere der „alte weiße Mann“ als Inbegriff allen Übels ganz unten auf der Stufe der moralischen Wertigkeit. Der Mann ist schuld am zerstörerischen Patriarchat, an Rassismus, an Gewalt und Krieg, an der ökologischen und ökonomischen Ausbeutung der Welt. Und dies mit einer Ausschließlichkeit, die an die große jüdische Weltverschwörung erinnert. Der Fehlschluss der Gender-Feministinnen ist allerdings ein ähnlicher wie jener der Antisemiten: Aus der Tatsache, dass es die Familie Rothschild gibt, lässt sich nicht ableiten, dass alle Juden reich und einflussreich wären. Und schon gar nicht lässt sich aus dem Reichtum der Rothschilds ableiten, dass „die Juden“ am Elend der Welt schuld wären. Ebenso wenig lässt sich aus der Tatsache, dass die Machtzentralen weltweit von Männern dominiert werden, ableiten, dass „die Männer“ an der Macht sitzen. Im

Gegenteil: Die überwiegende Zahl der Männer war und ist ebenso machtlos in politischen, sozialen und wirtschaftlichen Strukturen verfangen wie alle anderen Menschen. In der europäischen Geschichte zum Beispiel diente die Mehrheit der Männer die längste Zeit als Kanonenfutter und Leibeigene, als Hackler und Untertanen. Aber das historisch und soziologisch differenzierte Denken ist nicht eben die Stärke der Gender-Studies, die alles erst einmal über den groben Kamm der Geschlechterzugehörigkeit scheren, von der sie paradoxerweise behaupten, sie dürfe keine Rolle spielen.

Das neue Kastendenken

In deren neuem Kastendenken kommt als Nächstes die stets ausgebeutete Frau zu Ehren. Sie ist seit Jahrtausenden unterdrückt, benachteiligt und Leidtragende von physischer und sexueller Gewalt durch den Mann. Sie braucht keine Verantwortung für den Zustand der Welt übernehmen, denn sie ist ja seit immer und ewig der Märtyrer, und kann dem Mann, den sie trotz ihrer Ausbeutung um mehrere Jahre überlebt, moralisch jederzeit eine lange Nase drehen. Eine ausreichend große Zahl von Traditionalisten, Machos, Grapschern, kriminellen Psychopathen und echten Arschlöchern macht es den Gender-Feministinnen leicht, die Opferrolle hochzuhalten. Daher wird auch gerne übersehen, dass die Gleichberechtigung gesetzlich längst festgeschrieben ist und das knöchern patriarchale Bild, das von der Gesellschaft gezeichnet wird, der Realität in Österreich, Deutschland und der Schweiz um ein bis zwei Generationen hinterherhinkt. Zumindest was die aufgeklärte ansässige Bevölkerung betrifft. An der Spitze der Geschlechterhierarchie der Gender-Studies steht neuerdings jedoch sternenhaft strahlend der inter- und transsexuelle Mensch, der als doppeltes Opfer einerseits der binären Biologie und andererseits der „heteronormativen“ Sexualität gilt

und der nun in den Genuss der besonderen Zuwendung und Huldigung kommen soll, schließlich verkörpert kein anderes Wesen so sehr die Ideen von Butler und ihren Kampfge-noss*innen. Der neue Übermensch ist *****superior-mäßig.

Sind Intersexuelle Sternenwesen?

In manchen Kulturen werden intersexuellen Menschen engelhafte Züge zugesprochen. Sie gelten als Wesen aus einer anderen Welt – Sternenwesen wie David Bowies Kunstfigur Ziggy Stardust in ihrer ganzen androgynen Zwitterhaftigkeit. An dieses Thema knüpft der Sänger in seinem späten Musikvideo zum Song „The Stars (Are out Tonight)“ aus dem Jahr 2013 an. Bowie und Tilda Swinton spielen darin ein alterndes Ehepaar, das von seltsamen Gestalten heimgesucht wird. Im Video verwischen nach und nach die binären Kategorien von Mann und Frau, Stars und Normalos, Erdenbewohnern und Außerirdischen, Alt und Jung, und die Rollen gehen ineinander über. Das wirkt anfangs unheimlich und befremdlich, deutet aber auch an, dass es jenseits der Dichotomien etwas gibt, das über der Zweiteilung unserer menschlichen Geschlechtszuordnung stehen könnte: eine Annäherung der vermeintlichen Gegensätze.

Meine Hoffnung als Humanist wäre, dass dieses transbi-näre Etwas der Mensch an sich wäre – vor seiner Aufspaltung in Adam und Eva. Die Hardcoreversion der Gendertheorie aber lehnt den Humanismus als angeblich kolonial-patriar-chales Narrativ ab und hat offenbar eine andere Lösung parat: Anstatt die Menschheit auf ein menschliches Eines runterbrechen zu wollen, soll sie in zwei konträre Lager aufgespaltet und das Heil einem übergeschlechtlichen Dritten zugeordnet werden – dem transgender-intersexuellen Wesen, das sich allen Kategorien entschlägt. Es ist ein Wesen ohne eindeutige Geschlechtsorgane und vorab definierbare Geschlechtsrolle

und unmöglich heterosexuell. Das neue Ideal ist genderfrei und rollenungebunden. Ein echter Star! Was dieses transbinaire Genderideal mit dem gewöhnlichen Volk gemein hat, sind sein Kopf, seine Gliedmaßen, seine inneren Organe – und zwischen den Beinen auf jeden Fall der Anus, ohne den wir Säugetiere vor aufgestauten Stoffwechselprodukten explodieren würden. Und das führt mich zur nächsten Lesart des Sternensymbols, das für das sogenannte dritte Geschlecht zum Einsatz kommt.

Im Sternbild des Afters

 Um das Jahr 2000 herum präsentierten wir an einem kalten Jännerabend eine der ersten Ausgaben des Magazins „schreibkraft“, deren Gründungsherausgeber ich war, im Literaturhaus Wien. Unser literarischer Stargast war der Schriftsteller Franzobel. Bevor er aus seinen Texten las, stellte er auf dem Podium eine Betrachtung über den Stern an, den die „schreibkraft“ als i-Punkt in ihrem Logo führt. Franzobel sagte, er habe sich schon immer gefragt, wofür der Stern als Symbol stehe. Seine Erklärung fiel franzobelisch deftig aus: Der Stern sei seiner Ansicht nach ein Abbild des Schließmuskels, der sich sternförmig um den After ringt. – Danke, lieber Stefan!

Auch an Franzobels Interpretation muss ich denken, wenn ich den Genderstern in einer Anrede sehe. Als Afterring gelesen, wäre der Genderstern tatsächlich nicht nur Verweis auf eine Ideologie, sondern auch eine anatomische Verortung der gegenwärtigen Bemühungen. Denn wie die Hunde beschnupern wir uns am Gender. Nicht mehr menschliche Werte, Interessen, Gedanken, Träume sind wesentlich für unser Sein, sondern was von den Organen zwischen unseren Beinen ausgeht: unsere sexuelle Orientierung, unsere Zugehörigkeit zu

einem Geschlecht und nicht zuletzt unser moralischer Aufenthaltsort im Koordinatensystem der Gendergalaxie.

Mir ist das zu eindimensional, genitalfixiert und in den Auswirkungen zu psychotisch. Unser Leben in der wohlhabenden, urbanen Bobo-Blase ist bereits so overgendered, dass man verzweifelt ausrufen möchte: „*Sag deine*r*m Hauptmänn*in, er*sie soll mich am G**der l***n!*“

Noch zwanghaft heterosexuell?

Die Schizophrenie an der Sache ist folgende: Da wird von Butler der unterschiedliche Habitus von Männern und Frauen zu Mummenschanz erklärt („Geschlechterrollen sind lediglich performative Akte“), und dann schwelgt die Propaganda des Gender-Feminismus genüsslich in überkommenen Rollenbildern, wo es auf der einen Seite den aggressiven, dominanten, „toxischen“ Mann gibt und auf der anderen die in die Passivität gedrängte Frau, die sich ohne Förderung und Quoten gesellschaftlich nicht durchsetzen kann. Dazwischen gibt es noch die kämpferische Lesbe, die zornig ihre Homorechte einfordert, weiters fügsame, tuntige Schwule und schließlich die transsexuellen Idealmenschen, die als Zünglein an der Waage gegen die bösen „Cis-Männer“ herhalten müssen. Garniert wird das Ganze von einer auffälligen Abwertung der Heterosexualität, von der es heißt, sie sei – gleich wie die Geschlechterrolle – nichts als eine gesellschaftliche Norm. So wurde der sperrige Ausdruck „Heteronormativität“ in die Diskussion eingeführt. Wo aber die auf das andere Geschlecht bezogene Liebe nicht länger als normal, sondern als „normativ“ erlebt und bezeichnet wird, dort wird einem der seit Millionen Jahren übliche Weg der biologischen Reproduktion ziemlich madig gemacht. Heterosexuelle Männer bzw. insbesondere „alte, weiße Männer“ werden als privilegierte, ausbeutende, potenziell vergewaltigende Subjekte

beschrieben, aber selten als Menschen, denen frau – Göttin-sei bei uns! – mit Zuwendung begegnen könnte. Schwingt in der Beifügung „normativ“ nicht ein ganz klein wenig mit, dass heterosexuelle Liebe von denen, die von „Heteronormativität“ sprechen, als irgendwie zwanghaft und irgendwie bedenklich wahrgenommen wird? Ist das die Rache für die jahrhundertelange Verteufelung der Homosexualität als krank und abartig? – Zum Glück gibt es einen Ausweg aus dem sexuellen Dilemma. Und das sind technische Lösungen: künstliche Befruchtung, Retortenbabys, Adoptionen aus Schwellenländern und eben die jederzeit verfügbare Option, sein Geschlecht zu wechseln.

Technoide Träume

Es sind zutiefst technoide Träume, die die Heterosexualität als „normativ“ anpatzen wollen, denn man übersieht dabei die klitzekleine Kleinigkeit, dass wir, wenn wir uns als Art biologisch und nicht rein retortenmäßig fortpflanzen wollen, zwei Geschlechter brauchen: eines, das Eizellen ausbilden kann, und eines, das Samenzellen ausbilden kann – auch bekannt als Frau und Mann. Im Gerede von der „Heteronormativität“ hingegen lösen sich die biologischen Gegebenheiten in einem Nebel aus Genderrabulistik auf. Zudem wird konsequent ignoriert, dass auch die kulturellen Geschlechterrollen, die ans biologische Geschlecht andocken, von einer sehr großen Mehrheit der Bevölkerung nicht als grausame Einschränkung erlebt werden. Und das ist der zweite Aspekt, den ich an der Sprachpropaganda der Gender-Studies unheilvoll finde: Dass sie dazu tendiert, die Ausnahme der Intersexualität zur neuen Norm hochzustilisieren und dadurch zahlreiche junge Menschen potenziell ins Unglück stürzt. Medienberichten zufolge fühlen sich immer mehr Jugendliche in Europa in ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit verunsichert.

Wen wundert's, wenn die an unsere Gesellschaft gut angepassten offenen, gleichberechtigten Mann-Frau-Modelle der Gegenwart auf zwangsneurotische Weise dauerhinterfragt werden. Im 18. Jahrhundert reichte ein Buch – Goethes „Werther“ –, um junge Menschen in ihrer Existenz so zu verunsichern, dass sie ihrem fiktiven Idol reihenweise nacheiferten. Heute weckt der androide Chique hübscher Transsexueller, denen derzeit eine steigende mediale Aufmerksamkeit gilt, die Sehnsüchte nach dem grüneren Gras am anderen Ufer.

Schweden wird transgender

Medial aufgebauscht und mit sprachlichen Kennzeichnungen in alle Schriftstücke getragen, strahlt die Gendersonne in immer mehr Lebensbereiche hinein. In diesem Sog entschließen sich auffällig viele Leute in ihrer jugendlichen Desorientierung dazu, ihr Geschlecht zu wechseln. Sehr massiv war das schon früh in Schweden der Fall. Zwischen 2008 und 2018 ist dort die Zahl der Mädchen zwischen 13 und 18, die sich in Jungs umwandeln lassen wollen, um sagenhafte 1.500 % gestiegen, wie der englische „Guardian“ im Februar 2020 berichtete⁶ – allerdings ohne die absoluten Zahlen zu nennen. Ein Blick auf die statistischen Grafiken des Swedish National Board of Health and Welfare (s. Abbildung 1) bringt Klarheit: Wenn man die Kurven auf die 10 Millionen Einwohner von Schweden hochrechnet, kommt man auf folgende Zahlen: 2008 waren es ungefähr 500 Mädchen unter 18, bei denen „Störungen der Geschlechtsidentität“ diagnostiziert wurden, 2018 waren es rund 7.500, die bereits eine eigene Kleinstadt füllen könnten. Aber auch bei den 18- bis 24-jährigen Frauen und in abgeschwächter Form bei den Burschen und

⁶ „Teenage transgender row splits Sweden as dysphoria diagnoses soar by 1,500%“ – The Guardian vom 22.2.20

Männern bis 29 gab es deutliche Steigerungen in der Diagnose F. 64 der „International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems“ (ICD-10).

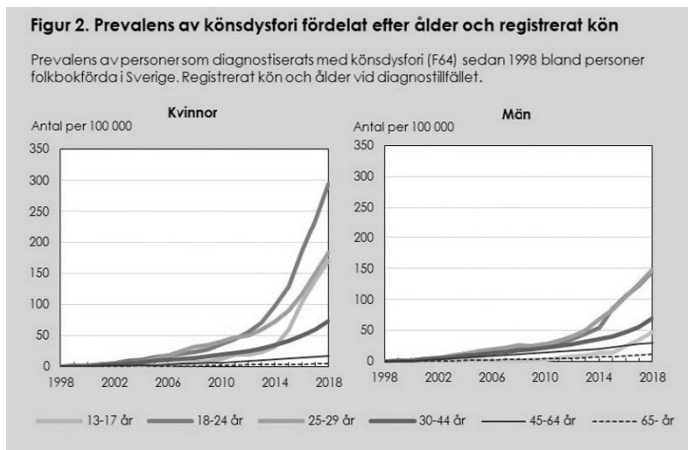


Abb 1: The Evolution of the Diagnosis of Gender Dysphoria Prevalence, co-occurring psychiatric diagnoses and mortality from suicide. www.socialstyrelsen.se, Februar 2020

Über die Gründe kann man einstweilen nur spekulieren. Im Land der gendergerechten Schneeräumung, wo das auf Intersexuelle abzielende, neutrale Personenpronomen „hen“ aus dem Finnischen entlehnt und 2015 ins offizielle Wörterbuch aufgenommen wurde, und wo 2018 die medizinisch nötigen Schritte für geschlechtsanpassende Eingriffe gesetzlich erleichtert wurden, soll sich offenbar jeder frei aussuchen können, welche Geschlechtsidentität gerade cool genug für „hen“ ist. Es gibt seit 2018 keine verpflichtende Psychotherapie vor dem Eingriff mehr („Wir sind ja nicht krank!“), volle Unterstützung bei den Kosten für die Hormonbehandlung bzw. die chirurgische Geschlechtsanpassung, und das Alter, in dem man über sein Geschlecht bestimmen kann, wurde auf zwölf Jahre gesenkt.

„Hätte ich es bei homoerotischen Episoden belassen“

Was aber, wenn man die Schwelle zur Geschlechtsanpassung zu leichtfertig gesenkt hat? Was, wenn 7.000 von den 7.500 pubertierenden Mädchen, die sich in Schweden 2018 in ihrem Körper schlecht aufgehoben fühlten, von sich aus gar nicht auf den Gedanken gekommen wären, es könnte mit ihrer Geschlechterrolle etwas nicht in Ordnung sein, wenn das Thema nicht medial hochgekocht werden würde?

So wie sich beobachten lässt, dass Medienberichte über Selbstmorde weitere Selbstmorde nach sich ziehen (*Werther-Effekt*⁷), so könnte auch der sprachliche und mediale Hype um die Transsexualität als medial begrüßte Genderoption kontraproduktiv wirken. Wie viele von den Tausenden jungen Schwedinnen, die sich zu schwedischen Jungs umbauen lassen wollen, werden ihren Schritt in einigen Jahren bereut haben und sich in den Hintern beißen? Wie viele werden sich denken: *„Mensch, hätte ich es einfach bei den homoerotischen Episoden belassen – gleich wie meine Eltern, als sie jung waren!“*

„Wenn’s nicht mehr anders geht“

Der „Guardian“ berichtet, dass schwedische Ärzte und Psychologen zunehmend Zweifel am eingeschlagenen Weg äußern; und im Artikel kommen Betroffene zu Wort, denen die operative Geschlechtsanpassung massive psychische Probleme beschert hat, und die diesen Schritt jetzt zutiefst bedauern. Vorschnell und ohne psychologische Begleitung das Geschlecht operativ an die pubertären Eingebungen hormoneller Achterbahnfahrten anzupassen, ist vermutlich auch in der offensten aller Gesellschaften nicht für jeden so leicht

⁷ 1987 kam man in Wien mit den Medien überein, nicht mehr über U-Bahn-Suizide zu berichten. Binnen nur einem Jahr sank die Zahl der U-Bahn-Selbstmörder von 28 (1986/87) auf fünf (1987/88).

zu verkraften, wie manche Hardcore-Trans-Aktivist:innen glauben machen wollen. Im Gegensatz dazu empfiehlt der österreichische „Verein für Transgender-Personen“, TransX, noch 2024 auf seiner Homepage, den Weg langsam zu gehen: *„Eine unserer Beraterinnen hat die Frage ‚wann soll ich operieren?‘ oft lakonisch beantwortet: ‚Dann, wenn’s nicht mehr anders geht.‘ Eine noch präzisere Einschätzung ist kaum möglich.“*

Blindlings wohlmeinend

Die meisten Menschen, die den Genderstern in ihren Texten verwenden, wollen Offenheit, Verständnis und Liberalität signalisieren. Sie wollen etwas für die Rechte von Frauen und Anerkennung von Inter-, Homo-, Bi- und Sonstwiesexuellen tun. Aber sie lenken das Denken durch die Verwendung des Symbols in eine vordefinierte Richtung, die alles Sein am Rahmen der sexuellen Zugehörigkeit bzw. Orientierung ausrichtet. Ist es wirklich das, was unser Leben als Mensch bis ins Letzte ausmacht: Ob wir uns als Mann, Frau oder etwas Drittes begreifen?

Vielleicht höre ich das Gras wachsen. Aber für mich ist der Genderstern, der jedes mit ihm gekrönte Wort in männlich/weiblich spaltet, die Männer verteufelt, die Frauen zu ewigen Opfern stilisiert und die sogenannte Nonbinarität über alles stellt, das postfaktische Kuckucksei der Gender-Studies. Und daraus könnte eine neue Phase der Irrationalität und in der Folge Inhumanität schlüpfen wie vor 100 Jahren der völkische Rassismus aus der Rassentheorie. Sie war zwar völlig gaga, aber zu ihrer Zeit an den Universitäten gleich anerkannt wie heute die Gender-Studies. Sind diese nun der Vorbote einer technoiden puritanischen Gesellschaft, für die eine auf das andere Geschlecht bezogene Sexualität, die wir Wirbeltiere seit Millionen Jahren pflegen, ein rein kulturelles

Zwangsverhalten, ein klinisch-pathologisches Unding ist, das den Leuten ausgedreht werden muss? Das wird die Zukunft weisen.

Gebundet vom Gender

Für die Gegenwart gilt: Vernünftiger und weniger tourettehaft, als in Schriftstücken die sternförmigen Reviermarken der Gender-Studies zu platzieren, wäre es meines Erachtens, sich weiterhin mit aller Kraft politisch und gesellschaftlich für die Anliegen der Gleichberechtigung in allen Bereichen einzusetzen – gerne auch mit Quoten. Es gibt so viele unqualifizierte Männer auf höheren Posten, warum soll man diese Positionen nicht anteilmäßig mit unqualifizierten Frauen und Transgenderpersonen besetzen? Aber warum nur die höheren Posten? Warum auch nicht jene bei der Müllabfuhr, Kanalreinigung und als Asphaltarbeiter auf der Autobahn? Denn Männer sind nicht nur in Chefsesseln, sondern auch in Knochenjobs überproportional vertreten. Quoten würden zwar nicht zu einer grundlegend besseren Welt beitragen, weil sie die folgenschwere Steigerungslogik unseres Wirtschaftssystems eher bedienen als hinterfragen, aber sie würden vermutlich auch nichts weiter verschlechtern. Vielleicht könnte man sich dann wieder entspannt auf den guten, alten Humanismus besinnen, der Menschen in ihrer individuellen Würde wahrnimmt und sie als gleichwertig betrachtet – unabhängig von Hautfarbe, Herkunft, Religion, Geschlecht und Sprache, wie es in der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ heißt.

Rassisten und oberflächliche Menschen bewerten andere nach ihren äußerlichen Merkmalen. Woke und blindlings Wohlmeinende dagegen starren wie gebündelt auf das Gender und setzen den Stern. So wie der Pfarrer mir als Kind vorgeschrieben hat, wie ich ins Licht zu sehen hätte, so

wollen nun queer-feministische Meinungsführer und Mitläufer den Leuten sagen, nach welchen Kriterien sie einander sprachlich zu rastern hätten. Nur dass mir der Pfarrer die Sterne verboten hat, und die Genderist*innen wollen sie einem reindrücken. Beides ist eine Zumutung.

(2021)

PS 2025: Schweden hat 2023 eingelenkt und die Abgabe von Pubertätsblockern an Minderjährige aufgrund medizinischer Bedenken eingestellt. Dafür ist in Deutschland 2024 das „Selbstbestimmungsgesetz in Bezug auf den Geschlechtseintrag“ in Kraft getreten. Demnach darf jede Person ab 14 ihre Geschlechtszugehörigkeit frei bestimmen, um sich „frei entfalten zu können“. Allerdings ist damit nichts über eine medizinische Geschlechtsanpassung gesagt, sondern lediglich über die „Geschlechtsidentität“, die man auf dem Meldezettel und bei der Ausstellung von Behördendokumenten je nach Lust und Laune angeben kann. Das biologische Geschlecht wird damit für gesellschaftlich obsolet erklärt. Mit einer Ausnahme: „Für den Dienst an der Waffe bleibt vorübergehend die rechtliche Zuordnung zum männlichen Geschlecht bestehen, wenn eine Änderung des Geschlechtseintrags in unmittelbarem zeitlichem Zusammenhang mit dem Spannungs- oder Verteidigungsfall erfolgt.“

Sie wollen weiterlesen?

**Bestellen Sie das E-Book um 10,- Euro direkt ab Hof
unter edition.tobak@textbox.at**